

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 67.

Sonntag, 19. März.

1916.

(18. Fortsetzung.)

Sintje.

(Nachdruck verboten.)

Eine Erzählung aus dem alten Brüssel von Klara Schräth.

Die mitlaufsende Straßenzugend hält sich immer in der Nähe der Mäsen. Sie halten einander bei den Händen gefaßt, die vergnügten Kettes und Bollekes, und schreien ihr altes Reuzenlied in all das schrille Geklingel, Getulte und Gerasiel des Dummengangs hinein:

Morgen rijdt de reuzenwagen, de reuzenwagen,
Kinderen blij!
En dan dragen wij kantenkragen, kantenkragen,
Kleeren van zij!
Keert u eens om, reusken, reusken!
Keert u eens om,
Reuzenblom!

Und Papa und Mama, Mieke und Zanneke versuchen ärgerlich eine halbe Windung ihrer steifen Rohrkörper zum schreienden Jubel des jungen Volks.

Sa, moeder, snydt' nen boterham,
De reuze is gram!
Keert u eens om, reusken, reusken!
Keert u eens om,
Reuzenblom!
Sa, moeder, tapt van't beste bier,
De Reuze is gier!
Keert u eens om, reusken, reusken!
Keert u eens om,
Reuzenblom!

Endlich lief Sintje nach Hause, mit roten Wangen und glänzenden Augen. So eilig rannte sie, wie ein Kind, das sich auf unrechtem Wege weiß. Wenn nun Niemand doch gekommen wäre?

Nein, er war nicht gekommen; einsam wie gewöhnlich verbrachte sie den Abend und ging früh zu Bett, noch erregt von dem bunten Festingsjubiläum, in den sie heute einmal wieder auf kurze Zeit untergetaucht war.

Und sie träumte lebhaft und beängstigend: Ihre Schlafzimmertür öffnete sich, und die Großmutter kam herein. Am Fußende des Bettes blieb sie stehen und sah Sintje böse mit ihren schielenden Augen an. Sie hatte ihre lange Gerte in der Hand und berührte damit Sintjes Stirn. Schwer drückte die Gerte, Sintje fühlte, wie sie unter dem Druck immer tiefer sank.

„Hast du meine kleinen Schwestern nicht gesehen?“ fragte die Großmutter streng. „Warum bist du mit ihnen davon gelaufen, hättest du nicht warten können, bis ich tot war? Dafür gehört dir Strafe!“ Und die Großmutter holte mit der schwankeute Rute zum Schlag aus — da freischte Sintje zellend auf und empachte an ihrem eigenen Angstschrei und sah nun zitternd, mit wildklopfendem Herzen in ihrem Bett. Sie machte Licht, weil ihr graute vor der stillen Dunkelheit, in der die Traunerscheinung der Großmutter noch zu ahnen schien. Eine abergläubische Furcht packte sie, die sie auch am hellen Morgen nicht wieder los wurde. Warum war ihr die Großmutter im Traum erschienen? Ob das nicht etwas zu bedeuten hatte? Ob die alte Großmutter, die sie großgezogen hatte, gestorben war in dieser Nacht? Der Gedanke gab sie nicht wieder frei. Sie hielt es endlich nicht länger aus. Sie mußte sich darüber Gewißheit verschaffen. Nach dem St. Katharinemarkt

wollte sie laufen und sich bei einer Orangenhändlerin aus dem Quartier des Marolles nach der Hexe des Pouchenellefeller erkundigen.

Vor dem Spiegel band sie sich einen dichten Schleier um. Sie würden zwar auch ohne diese Vorsichtsmaschine das alte Sintje kaum in ihr erkennen, die einstigen Genossinnen. Die gute Kost und die ruhige Lebensweise hatte dem höheren Kinderkörper weichere Rundung verliehen, auch das schmale Gesicht war rosiger und voller geworden, die Augen schauten nicht mehr so unheimlich groß daraus hervor, und die gepflegten Haare waren leuchtender und feiner geworden. Diese schlaffe, junge Dame, die jetzt ersthaft aus dem Spiegel sah, erinnerte wenig an die flinke, lustige, kleine Kellerratte.

Auf dem St. Katharinemarkt war alles beim alten geblieben. Sintje sah bekannte Gesichter, wohin sie schaute. Sie erhandelte sich einige Orangen und fragte nebenher so leicht hin, ob die Hexe aus dem Pouchenellefeller, von der sie habe erzählen hören, noch immer bei den Theateraufführungen das Regiment führe. Arglos erteilte ihr das nebenherwandelnde Froitzwijven Auskunft. Ihre Angst war unbegründet gewesen, die Großmutter waltete noch rüstig ihres Amtes. Papa Doone machte wieder als Theaterdirektor und Wirt gute Geschäfte, Domke aber war unter die Sozialisten gegangen.

Dangsam schlich Sintje nach Hause, den wohlbelannten Klang des Marolles noch in den Ohren.

Domke ist unter die Sozialisten gegangen? Der schware, in sich gekehrte, stille Domke?

Denklich sah sie die Stube vor sich mit der grün schimmenden Petroleumlampe und den bunten Marionetten, die Domke so geschickt und geduldig aufzuputzen und zurechtzuflicken verstand. Wie sollte sie sich den wohl im Volksheime zwischen all den lauten, unzufriedenen Männern vorstellen können?

Domke war immer gut gegen sie gewesen, schon als sie noch kleine Kinder waren.

Die Blut zurückgedrängter Erinnerungen schlug jetzt jählings über ihr zusammen, da war kein Ausweichen mehr. Hilflos versank sie darin. Wenn sie nur Niemandes Hand jetzt hätte fassen können! Wenn er nur heute bei ihr wäre und sie sich fest an ihn Anlehnen könnte, vielleicht würde sich alles wieder beschwichtigen lassen, was sich so laut und ungestüm in ihrem Herzen zu regen begann.

Aber er kam nicht. Auch heute wieder nicht.

Niemandes Eltern waren endlich zu der Überzeugung gelangt, ihr Sohn habe jetzt genügend Zeit, Jugendkraft und Geld verquodet, und sie hatten ihm nun eine mittellose, hübsche kleine Komtesse aus einem der ältesten Adelshäuser Belgiens aufgesucht, um ihn mit ihrer Hilfe zum soliden Ehemann zu machen. Niemandes stach der alte vornehme Name gewaltig in die Augen. Diese kleine Antoinette hätte sogar bei seinen hochmütigen, hochgeborenen Freunden als gute Partie gegolten, durch sie gewann er Eingang in die exklusivsten Adels-

freise. Und geheiratet mußte ja einmal werden; der Vater, von dem er in persönlicher Beziehung völlig abhängig war, wollte es nun einmal so.

Freilich der Gedanke an sein Verhältnis zu der kleinen Josephine bedrückte ihn. Er schob seinen Besuch bei ihr immer weiter hinaus. Denn wenn er ihr seine Verlobung mitteilte, erwartete ihn, so dachte er, eine peinliche Szene, und der feinfühligste Mensch fürchtete und verabscheute alle Szenen und ging ihnen sorgsam aus dem Wege. Auch diesmal schob er die leidige Sache von Tag zu Tag hinaus, in der Hoffnung, das gefällige Schicksal werde ihn schon auf die eine oder die andere Weise der Mühe des unangenehmen Eingriffs entheben und die Sachlage ohne sein Zutun in Richtigkeit bringen. Was hätte er der kleinen Josephine auch zum Troste sagen sollen? Wäre er nur brutaler angelegt gewesen, er wäre hingegangen und hätte die Fessel kurzerhand zerrissen. Aber sein feinstes Gefühl sträubte sich dagegen, ihr eine Abfindungssumme anzubieten, und sein verfeinertes Empfinden erlaubte ihm noch weniger, sie einem seiner Freunde zu empfehlen. So bemühte er sich denn, so wenig wie möglich an die lästige Geschichte zu denken, beschäftigte sich eingehend mit den Plänen über sein zukünftiges Haus und dessen Einrichtung, fuhr mit seiner eben erst aus der Klosterschule entlassenen sittlichen jungen Braut die üblichen Visiten ab und überslog nur oberflächlich die ungeschickten kleinen Briefe, die Fintje ihm schrieb, und geriff sie sogleich sorglich in kleine Fächer.

Wohl ist Brüssel groß genug, daß man einsam darin leben kann, nicht aber groß genug, dem Klatsch die Lebensbedingungen zu entziehen.

Rosalie hatte von einer Freundin, deren Verwandte bei René's Eltern diente, die Verlobung des jungen Herrn erfahren. Sogleich beschloß die vernünftige, besonnene Rosalie, ihrer Herrin zu kündigen.

Fintje saß tatenlos in dem tiefen Lehnstuhl beim Kamin, zu ihren Füßen ruhte lang ausgestreckt der schlafende Jim. Sie hatte keine Lust zu sticken oder zu lesen. Was sollten ihr die fremden Geschichten und Gedanken? Sie hatte genug mit den eigenen zu schaffen. „Herein!“ rief sie müde auf Rosaliens Klopfen. „Wollte die sie wieder mit dem Menu für den nächsten Mittag plagen?“

Rosalie aber blieb halb in der geöffneten Thür stehen. „Ich wollte Madame nur sagen, daß ich mit dem Ersten den Dienst verlassen möchte.“

„Warum denn, Rosalie, was paßt Ihnen hier nicht?“ „Es paßt mir schon soweit alles hier, aber ich möchte nicht mit Madame den Herrn wechseln, und da Monsieur schon so bald heiratet, wird Madame ja auch nicht länger hier wohnen bleiben. Oder wollte Monsieur trotz seiner Heirat weiter bei Madame verkehren?“

„Was reden Sie nur für grauenhaften Unsinn, Rosalie?“ fragte Fintje mit weitgeöffneten Augen.

„Ja, weiß Madame es denn am Ende selbst noch nicht — mit Monsieur's Verlobung?“ stotterte das Mädchen, jetzt selbst ehrlich erschrocken.

Die junge Herrin saß so unnatürlich aufrecht in ihrem bequemen Sessel, mit einem so weißen, starren Gesicht, und die ringüberladenen Fingerchen krallten sich so fest um die Armlehnen wie die eines erschrockenen Kindes.

„Gehen Sie nur, Rosalie, es ist gut, ich werde später wegen der Kündigung mit Ihnen sprechen.“

Ganz sachte zog das sonst derbe Mädchen die Thür hinter sich zu und blieb einen Augenblick horchend davor stehen, in einer Regung weiblichen Mitgefühls. So schlimm hatte sie es nicht machen wollen. Sie hatte wirklich geglaubt, Madame wisse längst um Monsieur's Verlobung. Es nun so auf einmal zu hören, mußte weh tun, denn auch „so eine“ hatte doch wohl noch einigszuviel Gefühl wie andere ehrliche Leute. Und die kleine Madame war noch so jung, kaum achtzehn Jahre, und auch nicht hochmütig oder bössartig! So gespannt aber Rosalie auch lauschte, es blieb alles still im Zimmer. Die kleine Madame schien es doch merkwürdig ruhig zu

nehmen. Kopfschüttelnd tappte Rosalie in ihre Küche hinunter, sie hatte nicht länger Zeit, hier Wache zu halten, denn um diese Zeit kam ihr Bräutigam ans Soufferrainfenster, um sich von ihr die Reste des Mittagessens durch das Eisengitter hinausreichen zu lassen. Kommendes Frühjahr wollte er sie heiraten, sie hatte sich ein hübsches Vermögen in ihren langen Dienstjahren erspart. Altlich und häßlich war sie darüber geworden, aber was schadet das? Geld war wichtiger als Schönheit, und im Frühjahr wollte er sie heiraten.

Fintje hatte die fortschleichenden Schritte gehört. Nun brauchte sie sich nicht länger Zwang anzutun. Nun war sie ganz allein und verlassen und konnte nachdenken und das Schreckliche klar zu erfassen suchen. Aber erst mußte sie weinen, unvernünftig weinen, damit das unheimliche, atemberaubende Gefühl am Herzen wegschmolz und die Starrheit der Glieder sich löste. Auf den Boden mußte sie sich gleiten lassen, weil das Stillsitzen nicht länger auszuhalten war. Da konnte sie die schmerzenden Glieder austreten und das Gesicht tief in des Hundes weiches, weißes Fell wühlen, selbst nichts Besseres als ein armer, getretener, verwundeter Hund.

Warum nur ist sie noch so heftig erschrocken bei der bösen Mitteilung? Aus heiterem Himmel hat sie der Schlag ja nicht getroffen. Schon lange hat es drohend in der Ferne gedroht, dieses unerbittlich näherrückende Unheil; als unsichtbare nur geahnte Scheidewand hat es sich aufgetürmt zwischen ihr und René. Und als sie ihm die kleinen bittenden Briefe schrieb, höhnte eine innere verständige Stimme sie: Es hilft ja nichts, du betrügst dich nur selbst, du weißt ja, wie es kommen wird, daß er dir wehes Leid antun wird und muß, der schöne, lebenswürdige, unzuverlässige René. Was schreibst du da noch? Aber sie hatte der Stimme nicht glauben wollen und dennoch geschwieben und immer weiter darauf gewartet, seinen wohlbekannten Tritt in dem Hausflur kommen zu hören.

Aber jetzt war alles niedergerissen, was sie sich künstlich an trügerischen Hoffnungen aufgebaut hatte. René war verlobt, bald würde er Hochzeit machen, ihr Dienstmädchen hatte es ihr verkünden müssen, René war nicht gekommen, es ihr selbst zu sagen.

Er hatte wohl jetzt wichtigere Dinge zu tun, als sich um die kleine Josephine zu kümmern. Die Braut und zukünftige Frau, die hat nun ein Recht auf ihn, auf seine Zeit, auf seine Liebe und ihr ganzes Leben lang ein Recht auf seine Treue. Sie aber darf ihm nicht einmal Vorwürfe machen: wenn er sie nicht mehr liebt, binden ihn keine Pflichten an sie. Sie hat auf nichts ein Recht. Hat ihr das die Großmutter nicht tausendmal eingeschärft? Es ist wohl bittere Wahrheit. Die Fremde, die zukünftige Frau, die hat ein Recht auf alles, aber sie, Fintje, hat keinerlei Rechte auf ihn, weder an seine Achtung noch an seine Treue.

Die Großmutter, die war weise, die hatte Lebenserfahrung, die hatte gewußt, wie es kommen mußte mit ihr, die den eifigen vergnügungssüchtigen Sinn der d'el Traps hatte, dieser d'el Traps, die nach besseren Dingen verlangten, die ein Verlangen hatten nach dem Vornehmen und dem Heiteren. Sie hatte geglaubt, im schönen Brüssel, da werde ihr das Glück aus dem Märchen bezeugen, und hatte es sogar schon gesunden geglaubt, damals, als sie in ihrem weißen Blumenwagen im Corso gefahren war. Aber hatte da nicht der Dämon an ihrem Wege gestanden, und sie, hatte sie in ihrem Märchenrausch nicht beleidigt durch seine unschöne, armselige Gestalt weggeschaut und ihn nicht gegrüßt? Jetzt quälte sie das alte Lied, Domkes Lied:

Mamzell' a c't'heur' elle était bien trop fière
El'aurait pas même dit bonjour à s'mère ...

(Fortsetzung folgt.)



Jeder Rückweg scheint weit schneller und kürzer, als der Hinweg schien. So auch das Altwerden. Man kann es nur dadurch um diesen Schein betrügen, daß man es als einen Hinweg betrachtet und behandelt.

Feuchtersleben.

Aus der Kriegszeit.

Die sentimentalen Pariser Schaufenster. Die Pariser Schaufenster haben während des Krieges mancherlei Umwandlung durchmachen müssen. Mit Kriegsausbruch verschwanden alle die Leichtfertigkeiten, die man „Pariser Waren“ nennt. Die billigen Spiegel in imitierten Goldrahmen, die zahllosen Puderschächtelchen und Schmuckkästchen, die Proschüren mit der Aufschrift „Für die Herrenwelt“ und die Romane mit antistichigen Titeln. An ihrer Stelle breitete sich der blau-weiß-rote Patriotismus in grellen Tönen aus. Auf die Periode des Patriotismus aber folgte die des Deutschentums. Alle erdenklichen Mittel wurden angewandt, um den Fanatismus der Chauvinisten zu schüren und die Bevölkerung zur Ausdauer für eine lange Kriegszeit vorzubereiten. Aber auch der Haß im Schaufenster wurde allmählich alltäglich und darum nach und nach auch langweilig. Und so mußten die Schaufenster der Pariser Boulevard-Läden wieder eine neue Umwandlung durchmachen: die Leichtfertigkeit lehrte schüchtern zurück und wird aus Rücksicht auf den Krieg mit Sentimentalität verbrämt. Natürlich gibt es, wie das „Journal des Débats“ in einer Blanderei erzählt, noch immer genügend geschmacklose Produkte der Deutschenheke, die selbst das Pariser Blatt wegen ihrer Rohheit und nichtsweniger als künstlerischen Art zu tadeln sich bemüht sieht. Den größten Triumph aber feiern die neuesten französischen Kriegspostkarten, die auf dem Wege von schrankenloser Begeisterung über Nationalstolz und Wut gegen Deutschland bei der vornehmlichsten Sentimentalität angelangt sind. Alle diese Karten tragen mehr oder weniger poetisch sein sollende Inschriften und zeigen meist sehr süchtige Frauengestalten und Blumen in den Farben der Hoffnung und der Erinnerung. Da sieht man einen französischen Artilleristen in voller Kriegsausrüstung, beide Arme mit rothglühenden Kanonen besetzt und darunter der Vers: „Um deinen Namen stets vor mir zu haben, habe ich ihn in den Lauf meiner Kanone gesetzt.“ Ein Soldat der Alpenstruppen träumt in einer mehr kitschigen als reizvollen Mondscheineinschlaf von der Liebe seines Herzens. Eine junge Frau sitzt an einem ebenso zerbrechlichen wie modernen Damenscheibischchen, die Feder in das Tintenfaß getaucht, und dahinter erscheint in einer Wolke ein schnurrtartigeschmückter Kanonier vor einem phantastischen Riesengeschütz. Am lieblichsten sind die Nachbilder. Man sieht Schützengräben bei Mondschein, Schützengräben im Nebel, Schützengräben in Regen oder Pulverrauch. Ein „Poilus“ lehnt in nächtlicher Stimmung über der Brustweiche des Schützengrabens und starrt in die Weite hinaus, wo in fernem Nebeln ein Frauenkopf sichtbar wird. Auf einer anderen Karte erblickt man dieselbe Frau, die sich unruhig im Bett hin und her wälzt, und darunter den Text: „Dein stets gedankend find' ich keinen Schlaf.“ „Diese Bilder“, meint das „Journal des Débats“, „sind zwar sehr rührend, leider aber auch bezeichnend genug für die schwächliche Moral, die in gewissen Kreisen unserer Bevölkerung nur allzu viel Verbreitung findet.“

Aus Wilhelm v. Humboldts Lebensabend. Der siebente und letzte Band der Briefe von Wilhelm und Karoline v. Humboldt, der soeben bei Mittler u. Sohn in Berlin erschienen ist, gewährt einen neuen fesselnden Einblick in den rein und harmonisch ausklingenden Lebensabend des großen Gelehrten. Wie ein leuchtender Sonnenuntergang nach einem langen strahlenden Tag tritt hier noch einmal die tief innerliche Gemeinschaft, die Wilhelm und Karoline verband, in Erscheinung. Hier hat das Schicksal wirklich einmal zwei Menschen vereint, die zueinander gehörten. Wir fühlen aus jedem Satz, aus jedem Wort dieser Briefe den Pulsschlag großer Menschen, die über dem irdischen Kleinram stehen, aber weit davon entfernt sind, von ihrer Höhe verächtlich auf alles herabzusehen, was kleiner ist als sie. Nein, sie tragen den Schmerz, den das Leben ihnen schickt, und werden nicht bitter; sie nehmen die Freude und schmücken sich damit und werden nicht übermüdet. Es dient ihnen alles nur dazu, sich zu vertiefen und zu veredeln und immer inniger einander anzuschließen. Seit Wilhelm v. Humboldt 1819 aus dem Staatsdienste geschieden war, konnte er sich mehr als früher seiner Gattin widmen und häufiger in beschaulicher Ruhe im Kreise seiner Angehörigen seinen Feierabend genießen. Scherz und Lachen blühten ohne Ende auf dem hübschen Landhof der Humboldts in Tegel, und wenn gar

Alexander v. Humboldt da war, der bei seiner Anwesenheit immer ganz Berlin auf den Kopf stellte, dann war man oft so ausgelassen, daß die Mädchen um eine Ruhepause bitten mußten, da sie vor Lachen nicht mehr atmen konnten. Gar lustig weiß Humboldt von den Gesellschaften zu erzählen, die er in Tegel in der Abwesenheit seiner Gattin gibt; und oft glaubt man eine sich heftig sorgende Hausfrau zu hören, während ihm doch der Schall im Nacken sitzt. So auch, wenn er das Puzen der Kamme in Tegel selbst leitet oder sich mit der Tochter den Kopf darüber zerbricht, ob man Ritzen vor oder nach dem Käse geben müsse. „Es ist eigentlich alles amüsant in der Welt, was nicht geradezu traurig ist“, äußert er, und nach diesem trefflichen Grundsatz handelt er. Er freut sich, wenn er Gäste hat, aber wenn er allein ist, meint er, das wäre noch schöner. Und kann zerbricht er sich den Kopf, warum die Menschen nicht so oft zu ihm kommen, wenn seine Frau nicht da ist: „Ich nötige die Leute immer, wenn ich sie sehe oder ihnen schreibe, aber ich muß wohl solche Mienen dabei machen oder solche Phrasen brauchen, daß sie wie die Treppe wirken, womit der Münchberger Biegel seine Gäste immer wieder hinunterwand.“ Dann melbet er aber wieder triumphierend, wie glänzend er überraschenden Besuch bewirkt hat: „Raum hatten wir gestern, also um 4½, abgeessen, so saßen Colombs vor, und zwar ungeessen. Gabriele hat sich mit Ruhm bedeckt. In einer halben Stunde hatten sie fünf Schüsseln, und doch hatten wir keinen Braten gehabt. Aber es wurde auch alles, was in und um das Haus war, augenblicklich ermordet.“ Ein andermal philosophiert er: „Ich weiß nicht, liebes Kind, ob du auch so, wie ich, fühlst, daß das eine große Sache in der Schöpfung ist, daß aus einem Braten, wenn man ihn nur nicht ganz aufißt, wie von selbst ein Ragout entspringt. Es gibt eine große Verabingung beim Küchengezettel machen.“ Köstlich berichtet er von seinem Geburtstags, den er auf dem Gut Cttmachau verlebte: „Zu den Begebenheiten meines Geburtstages gehört auch, daß an demselben zwei Hasanen aus dem Ei gekrochen sind. Es ist immer hübscher, als wenn es zwei Puten wären, es klingt schon so ausländisch vom Phosis her, und die beiden kleinen Dinger haben es wirklich hübsch gemacht. Sie haben schon am 21. die Köpfe aus dem Ei gesteckt, haben aber bis zum 22. sich ruhig verhalten und erst da die Schale abgelegt.“ Es waren dann im ganzen 46 Stück, von denen er nach einigen Tagen wieder zu erzählen weiß: „Noch leben 30 Hasanen und würden sich mit ihren Gouvernanten, den Puten, sehr amüsieren. Diese haben lange Papierzettel an den Schwänzen mit Nummern in roter Tinte. Der alte Mann, der eigentlich die Hasanen wartet, sagt, diese Puten hätten nicht viel zum Brüten getaugt, sie wären zu mager gewesen. Sie hätten gar keinen Geist zum Brüten gehabt. Du siehst, wohin er den Geist versetzt. . . Ich habe bei dieser Gelegenheit eine Beobachtung über den Verstand der Gänse im Vergleich mit den Puten gemacht. Wenn die Puten kamen, so konnte man aus dem Fenster schreien, klatschen, sie rührten sich nicht. Die Gänse warteten ab, sowie ich das Fenster öffnete, und saßen mit großem Gedadel sich nach mir um. Vermuthlich klagten sie über ihr Unrecht.“ Ein hübsches Stücklein berichtet er über Freistreiberereien, wie sie uns ja gerade jetzt nicht unbekannt sind, aus dem Gut Burgörner: „Mit den Fühnern habe ich auch große Taten gemacht. Ich schrieb dir, daß sie nur 6 Silbergrößen kosteten, bald darauf steigerten mich die Leute auf 8 Silbergrößen, und nach wenigen Tagen wollten sie 10. Da versicherte ich aber, wie Arme der Fuchs, ich hätte mir alles Fühnerfleisch abgewöhnt und als eine Waise keine. Nun sind sie auf 7 Silbergrößen zurückgekommen.“ Ein probates Mittel, das auch heute seine Wirkung nicht verschien würde, wenn die Käufer so geschlossen vorgingen. . .

Adam Riese. „Nach Adam Riese“ pflegen wir zu sagen, wenn wir das Ergebnis einer Rechnung als unanfechtbar bekräftigen wollen. Adam Riese (1492 bis 1559) der Erfurter und nachmals Annaberger Rechenmeister, der in seinen Lebtagen durch seine viel gebrauchten Rechenbücher weit und breit bekannt und berühmt geworden war, gibt uns sozusagen als die verlorperte rechnerische Zuverlässigkeit. Aus dem Leben des alten Rechenmeisters erzählt Dr. W. Ahrens in seinem soeben im Verlage von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, erschienenen Büchlein „Mathematischer Anekdoten“ folgende hübsche Geschichte: Adam Riese war irgendwo mit einem Feldmesser oder Ingenieur zusammengetroffen, der auf seinem Gut einen silbernen Zirkel trug und sich hierdurch als Meister vom Zirkel zu erkennen geben wollte. Das prahlische Gebaren des Mannes verdross Riese, und um ihn zu demütigen, schlug er eine Wette vor: Sie wollten sehen, wer von ihnen beiden über einer gegebenen Linie in kurzer Zeit die meisten rechten Winkel konstruieren könne. Der Feldmesser nahm die Wette an und zog nun zu der Wette unter seinem Winkel eine zweite Linie, um darauf von dem einen Endpunkte der ersten Linie auf die zweite ein Lot zu fallen und so dann etwa mit einer neuen, dritten Linie dasselbe schwerfällige Verfahren zu wiederholen. Inzwischen hatte jedoch Riese, der zwar keinen Zirkel am Kopf, dafür aber die Zirkellehre im Kopf hatte, längst einen Halbkreis über der gegebenen Linie beschreiben und zeichnete nun in aller Geschwindigkeit einen rechten Winkel nach dem anderen.

Schach

Alle die Schachzettel betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.

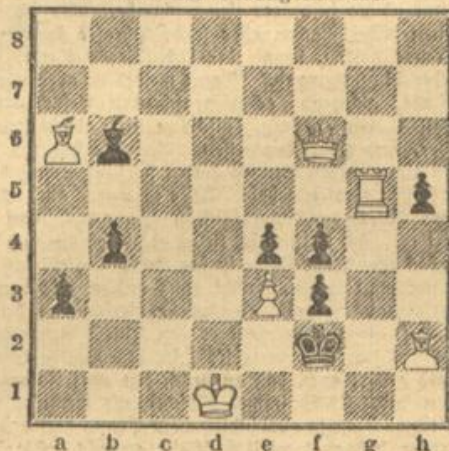
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 19. März 1916.

Aufgaben.

435. Hauptmann W. v. Holzhausen, z. Zt. verwundet in russischer Gefangenschaft.



Matt in 3 Zügen.

436. Professor G. Ernst.

Weiß: Khl, Tal, gl. (3 Stück.)

Schwarz: Kh5, Bg6. (2 Stück.)

Matt in 4 Zügen.

Partie 158. (Spanisch.)

Aus dem Rice-Gedenkturnier zu New York.

17. Januar 1916.

Weiß: Capablanca. Schwarz: R. T. Black.

- | | | | |
|-------------------------|----------------------|-------------------------|----------------------|
| 1. e2-e4 | e7-e5 | 33. Tb2xb3 | Sd7xb8 |
| 2. Sg1-f3 | Sb8-c6 | 34. Lc6-d5 | Sf8-e6 |
| 3. Lf1-b5 | a7-a6 | 35. Sg3-e2 | Sb8-d7 |
| 4. Lb5-a4 | Sg8-f6 | 36. Dd1-a4 | La7-b8 |
| 5. 0-0 | Lf8-e7 | 37. Da4-a2 | Sd7-c6 |
| 6. Tf1-e1 | d7-d6 | 38. f2-f3 | Kg8-f8 |
| 7. c2-c3 | 0-0 ¹⁾ | 39. Sd2-c4 | Kf8-e7 |
| 8. d2-d4 | b7-b5 | 40. Sc4-a5 | Ke7-f6 |
| 9. La4-c2 | Lc8-g4 | 41. Sa5-c6 | Td8-c8 |
| 10. d4-d5 | Sc6-b8 | 42. h3-h4 | Lb8-c7 |
| 11. h2-h3 | Lg4-h5 | 43. f3-f4 | Lg6xe4 ⁴⁾ |
| 12. Sb1-d2 | Sb8-d7 | 44. g4-g5 [†] | h6xg5 |
| 13. Sd2-f1 | Tf8-e8 | 45. h4xg5 [†] | Se6xg5 |
| 14. g2-g4 | Lh5-g6 | 46. f4xg5 [†] | Kf6xg5 |
| 15. Sf1-g3 | h7-h6 | 47. Ld5xe4 | Sc5xe4 |
| 16. a2-a4 | Sf6-h7 | 48. Da2xf7 | Lc7-b6 [†] |
| 17. Dd1-e2 | Ta8-b8 | 49. Kg1-g2 | Tc8xc6 |
| 18. a4xb5 | a6xb5 | 50. Df7-g7 [†] | Kg5-h5 |
| 19. b2-b4 ²⁾ | Dd8-c8 | 51. Dg7-h7 [†] | Kh5-g5 |
| 20. Lc2-d3 | c7-c6 | 52. Dh7xe4 | Tc6-c7 |
| 21. d5xc6 | Dc8xc6 | 53. Se2-g3 | Kg5-f6 |
| 22. Ta1-a5 | Dc6xc3 | 54. De4-d5 | Lb6-c5 |
| 23. Ld3xb5 | Dc3-c7 | 55. Sg3-e4 [†] | Kf6-e7 |
| 24. Lc1-e3 | Te8-d8 | 56. Kg2-f3 | Ke7-d7 |
| 25. Tf1-c1 | Dc7-b7 | 57. Kf3-g4 | Tc7-c6 ⁵⁾ |
| 26. Lb5-c6 | Db7xb4 | 58. Dd5-f7 [†] | Kd7-c8 |
| 27. Ta5-a4 | Db4-b3 | 59. Se4-f6 | Tc6-c7 |
| 28. Ta4-a7 | Sh7-f8 | 60. Df7-e8 | Ke8-b7 |
| 29. Sf3-d2 | Db3-b2 | 61. Sf6-d5 | Tc7-c8 |
| 30. De2-d1 | Le7-g5 ³⁾ | 62. De8-b5 [†] | Kb7-a7 |
| 31. Tc1-c2 | Lg5xe3 | 63. Sd5-e7 | aufgegeben. |
| 32. Tc2xb2 | Le3xa7 | | |

¹⁾ Vorher war Lc8-g4 angebracht, um auf d2-d4 mit Sf6-d7 antworten zu können. Schwarz würde dann, wenn Weiß d4-d5 folgen ließe, rechtzeitig zu f7-f6 kommen. — ²⁾ Damit nicht Schwarz sich durch b5-b4

des Bauern entledigen könne. — ³⁾ Die Dame ist nicht zu retten; es droht Tel-c2 nebst Ta7-a4. Das Schlimme ist, daß Le7 ungedeckt ist. — ⁴⁾ Wenn Schwarz durch Abtausch die Schräge e5-a1 öffnet, so entscheidet Da2-b2[†]. — ⁵⁾ Schwarz geht an Zugzwang zugrunde. Au Lc8-a3 folgt 58. Kg4-f5. (Deutsch. Wochenschach.)

Auflösungen.

Nr. 431. (2 Züge.) 1. Se8.

Nr. 432. (4 Züge.) 1. Dg2, h3 2. Dxh2, Kxg5, —g5 3. Dxe5 (+) 2. . . ., ∞ 3. Dxh3 (+); 1. . . ., ∞ 2. Dh3 (+) und 3. #.

Richtige Lösungen sandten ein: Fr. S., Dr. M., J. K., A. DL., Wdw. und R. St. in Wiesbaden zu beiden Aufgaben, und zu 431 auch Gefreiter Deubert in Mainz.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Werträtsel.

Es sind 10 Worte von folgender Bedeutung zu suchen:
1. Bekannter Generalfeldmarschall. 2. Franz. Heerführer.
3. Belg. Festung. 4. Oesterr. Heerführer. 5. Deutscher Heerführer. 6. Russ. Armeeführer. 7. Deutsch. Heerführer.
8. Deutsche Festung. 9. Oesterr. Festung. 10. Heiß umstrittener Kriegsschauplatz. Die Anfangsbuchstaben der 10 Worte ergeben von oben nach unten gelesen den Namen eines der volkstümlichsten deutschen Heerführer.

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 4 6 7 8 9 7 4 10 Modernes Geschöß.
Schlüssel: 1 2 3 4 5 4 Insekt; 2 4 3 4 6 Musikinstrument; 7 8 10 10 bekannte Universitätsstadt; 9 8 6 5 4 10 Tageszeit.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 121.

Tauschrätsel: Gast, Biene, Wein, Welle, Horn, Sand, Halm, Reifen, Geiß, Hals, Weide, Helm, Band, Bart, Meise, Rechen, Zahn, Bach, Feile, Zelle. Generalfeldmarschall. — Scherzrätsel: Nikita.

Für die Kinder.

Die Lösung der Knacknuß in der letzten Nummer der „Illustrierten Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts“ ist folgende: Das alte Küchenfenster hatte diese , das neue diese  Form. Einige Löser haben dem alten Fenster die Form eines Dreiecks  oder  gegeben, was zwar nicht mit der Meinung des Verfassers des Knacknuß übereinstimmt, aber doch nicht für falsch erachtet werden kann, wenn es auch schwerlich ein Fenster geben wird, das die Form der letzten Figur hat. Richtige Lösungen sandten ein: Kurt Berg, Richard Bieter, Karl Bremser, Neill Göbner, Heinz Harm, Frieda Helm, Carl und Walter Hennemann, Lud. Kufner, Else und Walter Kuhn, Adam, Ernst und Heini Kraft, Erich Klöckner, Walter Müller, Albert Marx jun., E. Müller, Karl Müller, N. N., Hermann Oertel, B. Pauls, Walter Peisker, Grete Roß, Fr. Steinhäuser, Hans Schaefer, E. und R. Seyb, Elsa Schaefer, Albert Ubrich, Röschen Werner, Elise Weber und Reinhard Wiskemann in Wiesbaden, sowie Hubert und Greta Schnäpfer, Forsth. Adamsthal bei Wiesbaden, Oskar Storr im Rettungshaus, Kurt Jacoby in Biebrich a. Rh., W. Krug in Erbenheim, Werner Köttgen in Dortmund, Walter und Elfriede Hille in Bitterfeld.

Unterhaltende Blätter

Halbmonatliche Freibeilage
des Wiesbadener Tagblatts



16. Jahrgang 1916.

Nr. 6.

Wie der Winkelbert an den Krieg glauben mußte.

Von Anna Burg.

(Nachdruck verboten.)

Nicht an der elsässisch-badischen Grenze lag das Dorf B., eigentlich kaum ein Dorf zu nennen, denn es bestand nur aus einer beschränkten Anzahl niedriger, bescheidener Bauernhäuser, die sich da in verträumter Einsamkeit in einen Winkel zusammen-drückten. Es besaß weder Kirche noch Schule und die Einwohner, die nach dem Worte Gottes verlangten oder die ihren Kindern die Wohltat eines regelmäßigen Unterrichts angeheißen lassen wollten, mußten zum nächstgelegenen, aber immer noch eine Stunde entfernten Flecken ihre Zuflucht nehmen. Immerhin — die Leute, die da wohnten, waren glücklich, sie lebten in innigem Kontakt mit der Natur; sie schlugen sich redlich herum mit den Tücken der Witterung, mit der Winterkälte, den Sommer-Trockenheiten; sie waren gut Freund mit den Jahreszeiten. Sie begrüßten den Frühling mit Lächeln und Kopfnicken, sie nahmen gerne den Sommerschweiß auf sich, pflückten mit Dank die Früchte des Herbstes und schauten auch dem Winter mit hellen Augen ins strenge Gesicht.

Abseits von den Häusern, an einem Waldrand, und in eine seltsame Taleinsenkung eingedrückt, lag das winzige Bauerngut des Winkelbert. Der war ein alter Mann, ein Sonderling, der still für sich dahin lebte, niemandem etwas zu leid, selten jemandem etwas zu lieb tat. Seine Frau war sein genaues Ebenbild ins weibliche übersezt; hart, streng, wortkarg und fast menschenscheu. Die beiden verrichteten zusammen ihre Arbeit, bebauten ihr Stücklein Erde und lebten schlecht und recht von dessen Ertrag. Man sah sie nur selten im Dorf und es konnte vorkommen, daß monatelang kein Mensch ihrer gedachte, bis sie plötzlich einmal auftauchten, um irgend einen nötigen Einkauf an Holz oder Lebensmitteln oder einen Verkauf von Eiern oder Gemüse zu besorgen. Mit der weiteren Außenwelt hatten sie gar keine Verbindung. Zeitungen lasen sie nie.

Als der Winkelbert im September 1914 ins Dorf kam, um dem Metzger ein Schwein zum Kauf anzubieten, hatte er noch kein Wort vom europäischen Krieg gehört. An eine solche Möglichkeit dachte natürlich niemand. Die Leute sprachen von nichts, als von den großen Ereignissen. In der Metzgerei und im Wirtshaus hörte der Bert seltsame Dinge von geschlagenen Schlachten, von Toten, Verwundeten, von Sieg und Niederlagen.

Der Bert hörte zuerst mit einer stillen, übellaunigen Verwunderung zu; er liebte es nicht, Dinge verhandeln zu hören, die er nicht verstand.

Nachdem er eine Weile schweigend, an seiner Pfeife ziehend, am Wirtstisch gesessen hatte, stieg er seinen Nachbarn mit dem Ellbogen an und fragte:

„Von was spricht ihr?“

Der schaute verwundert drein. „Vom Krieg! Von was sonst?“

„Wo ist Krieg?“

„Wo? Überall!“ Und der Mann lachte laut auf über die seltsame Frage.

Aber der Winkelbert schüttelte ärgerlich den Kopf. „Könnt ihr nicht richtig antworten.“ Und er dachte nicht daran, daß die großen Ereignisse der Weltgeschichte einem Winkelbert nicht vorher persönlich mitgeteilt werden.

Er war ganz überzeugt, daß sich die Dorfleute einen schlechten Wit mit ihm erlaubt hätten, nachdem er gefragt, wovon sie sprächen. Ihre Unterhaltung hatte sich sicherlich nur um lang Vergangenes gedreht. Krieg! So was gabs doch nicht. Vor vierundvierzig Jahren, als er noch ein junger Bursche gewesen war, ja, da war Krieg gewesen. Aber so etwas wiederholte sich nicht. Kurz, der Winkelbert glaubte nicht an den Krieg. So wenig glaubte er daran, daß er es nicht einmal für der Mühe wert hielt, seiner Frau von dem unsinnigen Geschwätz der Dorfleute zu erzählen. Er hatte sein Schwein gut verkauft und ein paar Einkäufe gemacht; das gab wichtigen Gesprächsstoff für den Abend. Und mehr als einen Tag lang dachte der Bert ohnedies nicht an Dinge, die mit seinem Leben keinen Zusammenhang hatten.

Der Bert besaß einen Sohn. Aber das war beinahe nicht mehr wahr. Ob Vater oder Mutter jeweils an den Sohn dachten, wußte man nicht. Sicher war, daß sie nie von ihm sprachen. Er hatte nicht gut getan, war immer auf eigenen, wilden Wegen gegangen und hatte sich schließlich in die französische Fremdenlegion fangen lassen. Vor drei Jahren war er dann wieder aufgetaucht und hatte, krank und enttäuscht, wie er war, ein paar Monate still im heimatischen Winkel zugebracht. Aber er konnte keine rechte Fühlung mehr zu seinen Eltern finden und war nach seiner Genesung wieder gegangen, ohne zu sagen, wohin. Eine Scheu hielt die zwei Alten ab, von ihm zu sprechen. Sie waren ja von jeher nicht gewohnt, ihren Gefühlen Ausdruck zu geben. Sie taten es je länger, je weniger, und so kam es, daß ihr Empfinden eintostete, daß ihr Lebensinteresse immer mehr zusammenschmolz und sich endlich ganz und gar auf die täglichen Bedürfnisse beschränkte.

Ein paar Tage, nachdem der Bert im Dorf gewesen war, sagte die Frau, die mit Kartoffelhacken beschäftigt war:

„Du, jetzt hört man wieder den Donner, wo kein Blitz dabei ist. Hörst Du?“

Sie ließ die Hacke ruhen und streckte den Kopf vor, um besser zu hören.

Der Alte tat einen Augenblick dasselbe, neigte sich aber gleich wieder zur Arbeit und brummte etwas Unverständliches. Ihm war die Erinnerung an das Geschwätz der Dorfleute gekommen, als er das langrollende Geräusch in der Ferne wahrnahm und während zwei Sekunden fragte er sich, ob er seiner Frau davon erzählen sollte. Aber er verwarf den Gedanken sofort wieder. Es lohnte sich doch nicht, seine Zeit mit so etwas zu verlieren. Aber der seltsame Donner, dem kein Blitzstrahl vom Himmel vorausging, hallte in regelmäßigen Zwischenräumen in den stillen Winkel herüber, wo der Bert und seine Frau Kartoffeln hackten.

Auch des Bauern Wolfshund, der vorher vertraulich am Feldrand gelegen, hatte schon längst die Ohren gespißt. Jetzt sprang er eine Strecke weit, kehrte wieder zurück und schaute seinen Herrn erwartungsvoll an, wie erstaunt darüber, daß dieser das fremde, ungewohnte Geräusch so gar nicht beachtete.

Dem Winkelbert ging das ewige Gerölle auf die Nerven; er schüttelte heftig den Kopf, so daß die Zottel seiner Zipfelmütze ihm die Ohren peitschte und als seine Frau gar nicht aufhören konnte, ihn zu fragen, was das nur sein möge, schrie er sie an: „Es ist kein Krieg, wenn ichs sag!“

Sie schaute ihn mit offenem Mund an. „Krieg? Wer sagt denn das?“

Aber er antwortete ihr nicht mehr, sondern hackte wütend drauf los.

Und nun verhallte der Lärm. Es wurde still im Winkel.

Ein paar Tage später kam zur höchsten Verwunderung des Ehepaares ein Fremder in ihre Abgeschlossenheit. Es war Abend und der Bert und seine Frau saßen auf der Bank vor dem Haus, schweigend, wie gewohnt.

„Seid Ihr der Bert Wiesendanger?“ fragte der Ankömmling, indem er den Hut lüftete.

„Ja wohl, der bin ich“, brummte der Alte, mit einem mißtrauischen Blick auf den Fremden.

„Man sagte mir, Ihr hättet einen ausgezeichneten Wolfshund mit einer Spürnase, wie sie selten sei.“

„Wer sagt das?“

„Nun, Leute im Dorf. Ich wollte Euch fragen, ob Ihr geneigt wäret, das Tier zu verkaufen.“

„Wegen was? Ich mangle kein Geld.“

„Nein, das weiß ich. Ihr würdet es vielleicht aus Gefälligkeit tun, weil solche Tiere für die Armee von großem Werte sind.“

„Für was?“

„Für die Armee!“

Und da der Bert die Augen zusammendrückte und den Fragenden nur feindselig anblinzelte, fügte der hinzu:

„Ich bin beauftragt, Sanitätshunde zu kaufen. Sie haben vielleicht noch nicht davon gehört, daß man jetzt solche Tiere mit gutem Erfolg zum Auffinden von Verwundeten verwendet.“

„Verwundete? Was faselt Ihr? Es ist kein Krieg, wenn ichs sag!“ Dabei schlug er mit der Faust neben sich auf die Bank, daß seine Frau ordentlich ins Hüpfen kam.

Der Fremde lächelte ein wenig über den Zorn des Alten. Er sah, daß er es mit einem eigensinnigen Sonderling zu tun hatte und um die Unterhandlung möglichst rasch zu Ende zu bringen, sagte er: „Wenn der Hund so ist, wie man mir sagt, so zahle ich Ihnen zweihundert Mark dafür.“

Die Zahl stach dem Bert in die Ohren. Er horchte auf. Er hatte das Tier, als es ein paar Wochen alt war, geschenkt bekommen und daß er nun so viel Geld an ihm gewinnen konnte, schien ihm doch ein Glücksfall. Möchte man nun das Vieh verwenden, für was es immer sein möchte, ihm konnte das gleich sein. Er ließ einen langen, gellenden Pfiff ertönen und sofort hörte man hinter dem Haus das rasche, flüchtige Trab von weichen Tritten. Mit gestellten Ohren, scharf und ge-

spannt blickend, stand der Hund da: der Fremde lockte ihn, aber Wolf folgte nicht, sondern sah seinen Herrn an. Ob Bert und seine Frau Anhänglichkeit an das Tier empfanden, wußten sie wohl selbst kaum. Wolf war ihnen recht gewesen als Hüter ihres einsamen Heims, sie hatten ihm seine regelmäßige Nahrung gegeben, hatten ihn an Winterabenden neben sich am Ofen liegen lassen; er hatte es gut gehabt bei ihnen, aber Zärtlichkeit hatte er keine erfahren.

„Zweihundert Mark!“ sagte Bert vor sich hin. Schaden konnte es jedenfalls nicht, einmal etwas Geld übrig zu haben. Für einen kleinen Teil dieser Einnahme konnte er sich einen andern Hund anschaffen.

„Wie alt ist er?“ fragte der Fremde, indem er Wolf mit Kennerblicken musterte.

„Acht Jahre.“

„Wollt Ihr ihn mir morgen auf die Bahnstation nach B. bringen? Ich habe dort noch andere zu erwarten. Ihr werdet dann auf die Hand bezahlt.“

Bert sah seine Frau an; sie blinzelte ihm zu und da schlug er ein.

So wurde Wolf verkauft. Er ahnte es vielleicht. Mit leisem Knurren sah er dem Fremden nach.

Als Bert am andern Tag zur festgesetzten Zeit seinen treuen Haushüter abgeliefert und gesehen hatte, wie man ihm mit Gewalt in einen Wagen schob, wo schon eine Anzahl ähnliche Tiere untergebracht waren, als er sein Geld erhalten und sich durch das Hin und Her des Bahnhofes zum Ausgang gedrängt hatte, machte er sich mit einer gewissen ängstlichen Hast auf den Heimweg. Rings um ihn schwirrten Gespräche, die ihn aufs höchste erregten. Alles drehte sich um das eine, das er nicht glauben wollte: Krieg!

Als er nach Hause kam, war die erste Frage seiner Frau: „Und für was hat er jetzt eigentlich den Hund gewollt?“

„Weiß ichs?“ brummte der Bert.

„Warum hast nicht gleich einen andern gekauft?“

„s' ist schon zu spät gewesen.“

Der Bert gestand nicht, daß er eine wahre Angst davor gehabt hatte, sich mit irgend jemand in ein Gespräch einzulassen.

Es vergingen ein paar Wochen. Fast täglich tönte das ferne Donnerrollen, bald stärker, bald schwächer in den Winkel herein. Die zwei Alten hatten sich daran gewöhnt. Sie fragten nicht mehr, was es bedeuten mochte. Wie in stillschweigendem Abereinkommen überhörten sie es einfach.

Eines Tages im Herbst, als schon dichte Nebel gefallen waren und es recht dunkel und trüb aussah, saß das alte Ehepaar in der Stube auf dem Ofentritt; sie sprachen ab und zu ein paar Worte, aber diese drehten sich immer um die Feld- und Gartenarbeit, um die nötigen Verbesserungen am Haus, oder um die wahrscheinlichen Einnahmen von Obst und Kartoffeln. Die beiden genossen, ohne es natürlich zu sagen, die tiefe Stille, die sie umgab; denn den ganzen Tag hatte das Donnern gewütet, so laut und so nah wie noch nie, so daß sie einander in stummem Schrecken mehrmals angesehen hatten, ohne aber eine Vermutung laut werden zu lassen.

Plötzlich warf sich etwas gegen die Haustüre und darauf folgte ein wütendes Krachen daran. So hatte Wolf sich sonst bemerkbar gemacht, wenn man versehentlich die Tür geschlossen hatte, ehe er im Haus war. Nur hatte es früher leiser und geduldiger geklungen.

Bert rutschte ächzend vom Ofentritt herab und schlürfte nach der Tür.

„Wolf“, rief er.

Darauf antwortete ihm ein wohlbekanntes Gebell. Er öffnete die Tür und wäre fast hingefallen, so wild warf sich das Tier an ihm in die Höhe.

„Haha, Wolf, sei ruhig; hast den Heimweg gefunden, so? Aber gehörst halt nicht mehr hieher.“

Er streichelte den Kopf des Hundes mit seiner harten, steifen Hand. Aber dem schien nicht an Liebeskosen gelegen zu sein. Er stürzte in die Stube, begrüßte stürmisch die Frau, sprang wieder an Bert in die Höhe, sah ihn an mit seinen seltsam hellen, klaren Augen, wedelte, lief wieder nach der Tür, wandte sich um, wie um zu sehen, ob der Bert ihm folge, und als dieser dazu keine Anstalten machte, packte er ihn an dem kurzen, leinenen Kittel und versuchte, ihn mit sich zu ziehen.

„Was ist los?“ fragte der Alte unwirsch, „was ist mit dir? Gib ihm Milch, Frau, er hat Durst.“

Die Frau brachte ein Becken mit Milch; aber Wolf trank nicht. Mit immer sichtbarer werdenden Unruhe ging er unausgesetzt von der Tür zu seinem Herrn und wieder zu der Tür. Es war unverkennbar, er wollte seinen Herrn irgendwohin führen. Bert verstand das Tier wohl; er hatte viele Proben seiner Intelligenz gehabt. Nun wunderte ihn doch, was das bedeuten sollte.

„Ich muß doch sehen, was er will,“ sagte er und ging mit Wolf hinaus.

Aber nach zwei Minuten kam er zurück.

„Es ist nichts in der Nähe“, sagte er, „der Hund läuft weiter!“

Aber Wolf folgte ihm wieder auf dem Fuße und begann dasselbe Getue noch einmal.

„Du mußt gehen“, sagte die Alte, „er läßt sonst keine Ruhe.“

„Dann geh Du mit.“

Sie zogen sich beide warm an, schlossen die Tür, hängten im Vorbeigehen die Stall-Laterne ab und folgten dem Hund. Als dieser sah, daß sie ernsthafte Anstalten machten, seiner Aufforderung Gehör zu geben, ließ er ein kurzes, ausdrucksvolles Freudengeheul hören und trakte nun eiligst davon, sich immer wieder umsehend, ob man auch sicher hinter ihm sei.

Er ging nicht den Weg nach dem Dorfe, sondern einen einsamen Feldweg, der daran vorbei führte. Die beiden Alten stapften hinter ihm her. Hier und da bekamen sie Lust, die nächtliche Wanderung ins Ungewisse aufzugeben und standen still. Aber dann war Wolf sofort neben ihnen, packte bald den Alten am Kittel, bald die Frau am Rock und brachte es dazu, daß sie ihm in gesteigerter, mit leisem Grauen gemischter Neugier folgten. Sie wanderten so eine ganze Weile. Da faßte der Bert plötzlich nach der Hand seiner Frau. Am Himmel leuchtete ein roter Schein. Man sah es deutlich — dort war Brand. Und das weite Feld, das vor ihnen lag, hatte etwas Seltsames an sich; im Nebel, der darauf lagerte, sah man doch, wie zertreten, wie verwüstet es war.

Ein Schauer lief dem Alten über die Haut.

„Jetzt geh' ich nicht weiter“, sagte er.

Aber Wolf stand neben ihm, sprang an ihm empor, leckte ihm das Gesicht, lief vorwärts, jetzt immer die Nase dicht an der Erde, hin und her, und machte endlich halt an einem Graben. Die beiden näherten sich mit einer seltsamen Bekommenheit. Bert hob die Laterne empor und zündete dorthin, wo Wolf wartend, am ganzen Leibe vibrierend, stand.

Was jetzt von den Lippen des Alten kam, hätte wohl ein Ausruf sein sollen, aber es war nur ein Achzen: „Ein Toter!“

Die Frau neigte sich über den Grabenrand und blickte in das vom Laternenschein beleuchtete, bleiche, mit Blut befleckte Gesicht des Soldaten, der da halb sitzend, scheinbar ohne Leben, am Bordrand lehnte. Der Bert sah, wie sie schwankte und in die Knie sank, wie sie beide Hände nach dem Kopf des Gefallenen ausstreckte und ihm die wirren, blutigen Haare aus der Stirn strich.

„Es ist der Ferdel“, sagte sie, „unser Ferdel.“

„Unser Ferdel“, wiederholte der Bert mühsam. Er faßte es nicht.

Aber die Hand der Frau tastete über die Brust des Soldaten und spürte das schwache Klopfen des Herzens. Und da auf einmal wurde der erstarrte Quell in der Seele des Weibes wieder lebendig. Sie richtete sich auf.

„Er ist nicht tot, Bert, er lebt — er lebt.“

Mit einer Kraft, die man ihr nicht zugetraut hätte, hob sie den Körper des Verletzten in die Höhe und zog seine linke Hand, die in verrenkter Stellung unter dem Rücken lag, hervor. Der Schmerz weckte ihn aus der Bewußtlosigkeit. Er stöhnte und fiel schwer in den Arm der Mutter, deren Gegenwart er nicht ahnte.

Der Bert griff jetzt auch zu. Es gelang den vereinten Kräften der zwei alten, arbeitsgewohnten Menschen, den schlaffen, willenlosen Körper aus dem Graben heraus zu heben.

Sie hatten, ganz in Anspruch genommen von ihrer Beschäftigung, nicht gemerkt, daß schwankende Lichter über das Feld hinglitten und im Nebel sich die dunkeln Umrisse menschlicher Gestalten abzeichneten. Und sie fuhren heftig erschreckt zusammen, als hinter ihnen eine scharfe Stimme ertönte: „Halt, was geschieht hier?“

Ein Sanitätsoffizier stand vor ihnen, der sie scharf ins Auge faßte. Er wiederholte seine Frage:

„Was geschieht hier?“

„Wir haben hier unsern Sohn gefunden“, sagte die Frau, „und wollen ihn nun mit nach Hause nehmen.“

„Ihr Sohn? Das muß erst bewiesen sein. Jedenfalls können Sie ihn nicht mit nach Hause nehmen. Er kommt vorerst ins Lazarett.“

„Es ist unser Ferdel“, sagte die Alte eindringlich. Und Bert fügte hinzu: „Der Hund hier hat uns den Weg gezeigt.“

„Das ist einer unserer Sanitätshunde.“

„Ja, er hat uns gehört, früher — vorher —“

„Ah so; das kann sein. Es ist ein kluges Tier. Es hat geglaubt, in diesem Fall eine Ausnahme machen und den Verwundeten gleich an der richtigen Stelle melden zu müssen.“

Da sich nun Sanitätsmannschaft näherte, dauerte es nicht lange, so war der Sohn des Winkelberts auf eine Tragbahre gebettet und die Sanität schickte sich an, abzumarschieren.

„Es ist unser Sohn!“ sagte die Alte nochmals in hilflosem Ton.

„Ja, ich glaube es,“ sagte der Offizier jetzt freundlich. „Sobald er hergestellt ist, kommt er heim. Melden Sie sich morgen früh auf der Sanitätsstation in B. Da wird man Ihnen Auskunft geben. Und vielleicht werden Sie Ihren Sohn besuchen können.“

Er grüßte und gab Befehl zum Abmarsch.

Die beiden Alten standen und sahen dem Trupp nach. Wolf ließ ein langes Heulen hören. Er sah seinen ehemaligen Herrn an, kam, strich mit der Schnauze an sein Knie und folgte dann langsam, mit gesenktem Kopf der Sanitätskolonne. Einmal wandte er sich um und sah den Winkelbert und seine Frau noch auf dem verlassenen Totenfeld stehen. Aber er ging doch weiter; er wußte bestimmt, da vorn, da wo im schwankenden Licht die Schatten der Hilfsmannschaft sich vorwärts bewegten, da war seine neue Pflicht, und er durfte nicht zurückkehren in sein altes, bequemes Leben. Was er hatte tun müssen, das hatte er getan; er hatte den beiden Alten ihren Sohn gezeigt.

Sie gingen endlich, wie von einem Traum umfungen, den Weg zurück zu ihrem stillen Winkel. Sie sprachen nur leise zusammen; sprachen davon, ob wohl der Ferdel am Leben bleibe, ob sie ihn am Morgen in B. sehen würden, um wie viel Uhr sie dort vorsprechen würden. Sie langten endlich in ihrer warmen Stube an — schauten sich an und hatten unbestimmt das Gefühl, als hätten sie sich in der Zeit ihrer Abwesenheit beide verändert. Der Winkelbert sank mit einem langen Stöhnen auf den Ofentritt und murmelte:

„Und es ist doch Krieg.“

Nachstück.

Lockend leuchtet ein rosiger Schein
Ins schweigende Dunkel des Parks hinein.
Schwüle Däfte sendet die Nacht
Zum Fenster empor, wo die Sehnsucht wacht.
Ein zierlicher Schatten biegt weit sich hinaus
Und lauscht in den Park und forscht am Haus.
Dort steht einer tief in den Winkel gedrückt,
Steil und starr und den Stahl gezückt. —

Nun fliegt es zwischen den Bäumen hervor;
Ein Winken hinunter — ein Winken empor.
Schnell raschelt ein Seidengebüsch von der Wand,
Schon greift es darnach mit fiebernder Hand:
Da schießt aus dem Dunkel der schimmernde Stahl —
Weh dehnt sich ein Körper in letzter Qual.
Hart drüber weg tritt der Schatten ins Haus;
Laut schlägt eine Tür, und das Licht löscht aus.

Friedrich Kerff

Lulu.*)

Skizze von Paul v. Hohenau, Wien.

(Nachdruck verboten.)

Lulu war eine muntere Salondame einer kleinen Bühne. Im Anfang ihrer Laufbahn hatte sie von großen Erfolgen geträumt, von epochalen Rollen und überseeischen Tourneen. Sie verzehrte sich nach Ruhm und lebte einstweilen von den mageren Lobspriichen des von ihr abonnierten Theaterfachblättchens. Sie war zweifellos hübsch, dabei gutherzig, und da sie mit dem Direktor schönzutun verstand, ohne sich etwas zu vergeben, avancierte sie allmählich von den Stubenmädchenrollen zur Salondame und durfte in französischen Schwänken die gnädige Frau, die lebenswürdige Freundin, die heiratsfähige Tochter und dergleichen spielen.

Das wurde ihr aber zum Verhängnis, gleichsam zur fixen Idee und schließlich zur Leidenschaft — das Verloben nämlich.

Und so kam es, daß unter den Kulissen-Habitues jener kleinen Bühnen nur sehr wenige waren, die in Lulus Dasein keine Verlobungs-Rolle gespielt hatten; denn dieser „Sport“ war der kleinen Mäx mit der Zeit unentbehrlich geworden, wie dem Raucher die Zigarette.

Auch ich war vor vier Jahren volle vier Stunden Lulus Bräutigam gewesen, glücklicherweise aber infolge eines verweigeren Automobil-Federtäschchens mit Necessaire-Einlage unmittelbar in tiefste Unnade gefallen. Zur Strafe verachtete mich Lulu gründlich und degradierte mich zum väterlichen Freund, wodurch sich unsere Beziehungen erfreulich angenehmer gestalteten. Seitdem schüttete sie ihr Herzeleid an meinem mitfühlenden Busen aus und rauchte bei dieser Gelegenheit massenhaft meine teuren Klubzigareten, aber auch meine Konfektvorräte — für diskretere Gelegenheiten vorbereitet — mußten an ihren Schmerz glauben. In Gegenleistung brachte sie mir jedoch ihren jeweiligen Verlobten als Patienten zu und baute solcherart durch ihr bewegtes Privatleben meine ärztliche Praxis aus.

An einem kalten Wintertag saß ein undefinierbares Etwas, eine entzückende Dichtung von Spitzen, Parfüm, Seide und holder Weiblichkeit in einem Klubfessel, den mir einmal ein wütender, aber schwerreicher Patient bei einer Visite nachgeworfen hatte, und strampelte mit bewunderungswürdiger Beharrlichkeit zu der grausam falsch gepfiffenen „Eva“-Walzermelodie mit allerliebsten Füßchen.

„Was willst du eigentlich, Lulu? Geld habe ich leider keines, meine Wissenschaft ist dir total schnuppe und für meine ideale Liebe bist du ja unzugänglich.“

Lulu streifte mich strafend mit einem bösen Blick, der ein ganzes Armeekorps hätte töten können.

„Du bist, warst und bleibst ein Banause. Merkst du denn nicht, Ungeheuer, daß ich seelisch erregt bin?“

„Lulu, sag’ der Schneiderin, daß du nächsten Monat bestimmt zahlst.“

„Ach daran denke ich ja gar nicht. Wenn es nur das wäre! Aber höre zu: Geo ist mir untreu geworden!“

„Meine ergebenste Schadenfreude! Abriens — Geo? Geo? Den kenn’ ich ja gar nicht! Dein letzter Bräutigam war ja Karl Heinrich, mein unglückseliger Freund, der in einem Anfall von Lebensüberdruß sich mit dir verlobte.“

„Laß’ doch die dummen Scherze! Karl Heinrich, das war ja vor vierzehn Tagen. Er trug Röllchen.“

Und heute ist mir Geo untreu geworden!“

Lulu sagte dies mit einer Miene, als ob der Kölner Dom auf ihre Seele gestürzt wäre, und hielt ein Taschentuch vor die Augen.

Es klang, als ob sie ein Schluchzen unterdrückte.

Mein Interesse wurde rege und mein Tonfall nahm listig eine weiche und innige Nuance an. Hatte sie nun schon alle verlobungsfähigen Kulissen-Habitues abgegrast?

„Nun hör’ mal auf, Lulu, was soll ich und was kann ich eigentlich für dich tun?“

Sie verwischte gleich die Tränen Spuren.

„Nicht wahr, du bist mein Freund, Paulchen“, sagte sie.

„Ja, natürlich, ich bin der Bleibende im Wechsel, wie der Sektionschef einmal zum Minister sagte.“

„Spotte nicht, Paulchen, habe Mitleid mit meinem Elend! Ich habe dieses Leben satt, sag’ ich dir, Paulchen. Du bist Arzt — und du mußt mir ein Gift geben, damit ich meinem sinnlosen Dasein ein Ende mache.“

„Um Gotteswillen, Lulu!“

„Aber, Paulchen, gib mir ein Gift, das mich in Sekunden sterben läßt. Und dann sage Karl Heinrich, er soll mir einen schönen Nekrolog schreiben, mit recht viel Fremdwörtern. Und noch eines: in meiner linken Schreibtischlade ist ein gebundenes Buch — meine Verfaßzettel. Die kannst du nach meinem Tode auslösen.“

Lulus Seelenschmerz war unauslöschlich.

Meine Zeit war kostbar.

So nahm ich 10 Gramm Rhabarber, 4 Gramm Natriumkarbonat, vermischte das Ganze mit 30 Gramm Leitungswasser und reichte das Gift in einem mit dem üblichen Totenkopf versehenen Gläschen der schönen Lebensmüden. Dann nahmen wir einen rührenden Abschied für immer.

Fünf Tage später traf ich die selige Lulu am Arm mit meinem ärgsten Konkurrenten, den Dr. Hornträger, den sie mir als ihren Verlobten vorstellte. Auch hatte er ihre Verfaßzettel schon vor ihrem Tode ausgelöst.

Vierzehn Tage später war die Hochzeit.

Recht geschieht dem Hornträger! —

„Weißt du“, gestand sie mir später, „warum der mich geheiratet hat? Er glaubte, er sei mein Lebensretter, weil er dein Totenkopfgläschen leer in meiner Theater-Garderobe fand. Und dabei hatte ich doch dein Gift bloß — weggeschüttet!“

*) Aus der demnächst im Verlag Paul Knepler, Wien, erscheinenden Skizzen-Sammlung „Amouresken“ des Verfassers.

Der Wiederaufbau Ostpreußens als künstlerische Tat.

Von Dr. Paul Landau.

(Nachdruck verboten.)

Die großartige Kulturtat, als die der „Wiederaufbau Ostpreußens“ erscheint, umfaßt ja in einem weiteren Sinne nicht nur architektonische, sondern auch bevölkerungspolitische, wirtschaftliche und agrarische Aufgaben. Wenn all die Wunden geheilt werden sollen, die russische Kreplerhände dem armen, schönen und fruchtbaren Lande schlugen, müssen mehr Menschen in die Provinz gezogen werden, die schon vor dem Kriege zu dem am dünnsten bevölkerten Deutschlands gehörte. Darum sollen nicht nur neue Häuser entstehen, sondern hübsche, gesunde, wohnliche „Heimstätten“, die den Ostpreußen Herd und Scholle lieb machen und zugleich Ansiedler aus den allzu dicht bevölkerten Gegenden des Westens herbeilocken. Bei den umfangreichen Bauten auf dem Lande muß auf das landwirtschaftliche Interesse weitgehende Rücksicht genommen werden. So sind den einzelnen Architekten, die die Aufsicht in den verschiedenen Bezirken des Wiederaufbaus haben, praktische Landwirte als Beiräte zur Seite gestellt, und die landwirtschaftlichen Neubauten werden durch das Bauamt der ostpreussischen Landwirtschaftskammer nachgeprüft. Sodann sind die Bauordnungen der drei Regierungsbezirke Ostpreußens einer neuen Beratung unterzogen worden und haben die Vermittlung des Oberpräsidenten eine fast einheitliche Gestalt erhalten. Die Bezirksarchitekten, die die Bauberatungsämter leiten, haben also eine feste Handhabe, um darauf zu wirken, daß die Bauten nach der konstruktiven, hygienischen und wirtschaftlichen Seite hin richtig ausgeführt werden. Sie sorgen aber auch zugleich dafür, daß die Gebäude sich in die Nachbarschaft und den Charakter des Ganzen nach Möglichkeit harmonisch einfügen, daß sie zu dem Orts- und Landschaftsbilde, der Bauweise Ostpreußens nicht in Widerspruch stehen.

Die strenge und feinfühligste Durchführung dieser ästhetischen Gesichtspunkte bedeutet eine künstlerische Tat allerersten Ranges. Daß es dabei ohne einen gelinden Zwang nicht abgeht, ist selbstverständlich. Hat doch immer da, wo wahrhaft schöne, abgerundete bauliche Anlagen entstanden, der Staat dem privaten Bauherrn gegenüber ein Machtwort gesprochen, in der Renaissance, wie in der Zeit Friedrichs des Großen, und wenn auch nicht jeder Fürst wie der „Soldatenkönig“ mit dem Stock zum guten Bauen trieb, so ist es doch viel weniger glimpflich zugegangen als heutzutage. In Ostpreußen bietet das beste und naheliegendste Beispiel der deutsche Orden, der seine bewundernswerte Bautätigkeit durch die härtesten Polizeiverordnungen erst möglich machte und überhaupt nur nach seinen genauesten Vorschriften zu bauen erlaubte. Hier den rechten Mittelweg für ein Entgegenkommen an die persönlichen Wünsche des modernen Menschen und für ein konsequentes Festhalten an den notwendigen Grundlinien gefunden zu haben, ist eins der großen Verdienste des Geh. Baurats Fischer, dessen Leitung der Wiederaufbau unterstellt ist. Während er sich über organisatorische und wirtschaftliche Fragen schon öfters geäußert hat, gab er nun zum ersten Mal Aufschluß über die ästhetischen Anschauungen und Forderungen bei seiner Arbeit durch einen hochbedeutsamen Vortrag im Königsberger Goethebund, der sich durch die Anwesenheit der höchsten Behörden auch zu einem gesellschaftlichen Ereignis gestaltete.

Geh. Rat Fischer ließ in anschaulichster Weise Bild und Gegenbild sprechen. Er zeigte die Greuel der Verwüstung, die Trümmerhaufen und ausgebrannten Mauern der einzelnen Ortschaften und ließ dann die anmutige, friedliche Schönheit, die stillen Straßen und Plätze erscheinen, die zum Teil schon aus den Ruinen hervorgeklüht, zum Teil erst von den Architekten entworfen sind. Er verhehlte nicht, daß so manche dieser stimmungs-

vollen, so feinsinnig geplanten Lösungen nur Versuche sind, der vielgestaltigen Aufgaben zeichnerisch Herr zu werden, daß diese architektonischen Träume im harten Zusammenstoß mit der Wirklichkeit vielfach nur „fromme Wünsche“ bleiben werden. Die Bautätigkeit in diesem ersten Jahr mußte ja in erster Linie sich auf Scheunen und andere landwirtschaftliche Neubauten erstrecken, weil diese am notwendigsten gebraucht wurden. Immerhin sind aber schon 3000 Bauentwürfe in der Ausführung begriffen, sodaß etwa 10 % der zerstörten Gebäude in demselben Jahre neu entstehen, in dem sie vernichtet wurden. Sodann sind für einen großen Teil der Städte die Vermessungsarbeiten bereits vorgenommen, auf Grund deren die neuen Bebauungs- und Fluchtlinienpläne hergestellt werden konnten. Alle diese Grundrisse, Neubauten und vor allem auch die großzügigen Projekte, die im Lichtbild vorgeführt wurden, offenbarten, welche bedeutende künstlerische Kräfte hier am Werke sind, und der Vortragende selbst ließ mit jedem Wort erkennen, daß der richtige Mann an der Spitze steht, ein ruhiger, vornehmer Künstler mit einem unberechenbaren Geschmak, mit dem vollsten Verständnis für das praktisch Notwendige und künstlerisch Erreichbare, der alles Brauchbare anerkennt und nutzt, alles übertriebene und Extravagante ablehnt, der behutsam die Forderungen des Architekten gegen die Wünsche des Bauherrn abwägt und doch die Gesetze der Schönheit und Harmonie stets beachtet, jedem Versuch einer Verunstaltung aufs Energischste entgegentritt.

Es ist selbstverständlich ausgeschlossen, daß bei diesem Wiederaufbau die Schrecken der Gründerzeit oder die Sünden des Jugendstils wiederholt werden. Aber überhaupt jeder kunstgeschichtliche Stil, sei es nun die Ordenskunst oder das Biedermeier, ist ausgeschlossen; er würde das ästhetische Haupt- und Grundgesetz verletzen, das für die ganze Arbeit gilt, und die harmonische, glücklich unauffällige Einordnung jedes Einzelnen ins Ganze verlangt. Die zerstörten Ortschaften sind alles kleinere Städte und Dörfer. Die Neubauten müssen also den — so anheimelnden und so viele Kunstwerke bergenden — Charakter der Kleinstadt oder des Bauernhauses tragen. Die Forderungen des Verkehrs und der Hygiene sind zu berücksichtigen; ein feinsinniger diskreter Schmuck muß zu Tage treten, und alles Aufdringliche, Prohige, jede Großstadt- und Großmannsucht ist zu vermeiden. Der strenge, ernste, spröden ostpreussischen Eigenart muß Rechnung getragen werden, und wenn auch lustigere und lichtere Töne nicht fehlen dürfen, so wäre doch eine italienische Großraumigkeit oder süddeutsche derbe Heiterkeit, wie sie einige Entwürfe oder süddeutsche derbe Heiterkeit, wie sie einige Entwürfe anschlagen, zu dämpfen. Vor allem ist die Seuche der vielstöckigen Ungetüme, jener scheußlichen Warenhäuser und Mietskassen, die die zarte Schlichtheit so manchen feinen Kleinstadtbildes mit ihrer Nachäffung der Großstadt zerstören, streng verpönt. Zwar haben uns die Russen und unsere Artillerie — von dem Traurigen jeder Zerstörung abgesehen — nicht immer, wie z. B. bei dem schrecklichen Hausloß vor dem herrlichen Ordenschloß von Neidenburg den Gefallen getan, diese vielstöckigen, durch Zwiebeltürme und Erker verunzierten Übelthäter zu vernichten; aber wo es geschehen ist, wird dafür gesorgt, daß sachliche schlichte Bauten an ihre Stelle kommen. Die wichtigste neue Bestimmung der Bauordnung verhindert diese mehrgeschossige Bauweise für kleine Städte und stellt als Regel das aus Erdgeschos und einem Stockwerk bestehende Bürgerhaus auf. Statt des so leicht schwulstigen, eng aufeinander gepackten Hochbaues wird also der behaglich, weit sich dehnende Flachbau durchgeführt, der ein enges Zusammenleben mit dem Grund-

und Boden gestattet und erst recht festhaft macht. Hierher gehört auch die vom Oberpräsidenten nachdrücklich befürwortete Pflege des Familienhauses, wie sie in Heilsberg, Tapiau und anderwärts geschieht.

Großzügige Aufgaben des Städtebaues bieten sich in Ostpreußen nur selten. Die Zerstörungen sind glücklicherweise zumeist nicht so umfassend, daß eine ganz neue Anlage zu schaffen wäre, oder wo dies der Fall ist, wie bei Schirwindt, wo bei einer Einwohnerzahl von 1500 862 Gebäude zerstört sind, war die ursprüngliche Gestaltung so gut, daß sie beibehalten werden kann. In manchen Orten ist allerdings bei dem Wiederaufbau auf zukünftige Entwicklung Rücksicht zu nehmen. So hat Professor Bodo Ebhardt für Neidenburg einen sehr weitstreichenden Bebauungsplan entworfen, der von der Burg aus eine Hauptachse durch die Stadt zieht, rings herum einen breiten, schön bepflanzten Anlagenweg vorsieht und diesen Plan von einer Reihe von Straßenzügen durchquert werden läßt. Für Tapiau sind im Anschluß an den schönen Marktgarten neue Straßen in Aussicht genommen, die eine reizend gedachte Gartenstadt dem alten Kern angliedern. Dem Wunsch, die Stadt mit der schönen Landschaft enger zu verbinden, verdanken die städtebaulichen Gedanken für Ortelsburg und Lyck ihre Entstehung. Beide Male handelt es sich darum, die herrliche Lage am See mehr zur Geltung zu bringen und die Stadt nach dem Wasser hin aufzuschließen. Dies wird bei Ortelsburg dadurch geschehen, daß der langgestreckte schmale Marktplatz, da wo er im Rathaus seinen Höhepunkt findet, verbreitert wird, und so eine schöne Aussicht auf den wundervollen Hausen-See gewährt. Auch wird eine neue Straße angelegt, die besonders dazu da sein soll, um das Vieh auf den Markt zu treiben. In Lyck wird man wohl ebenfalls versuchen, das Innere der Stadt, das zu der großartigen Landschaft in gar keiner Beziehung steht, mit dem See, auf den nur Hinterhäuser blicken, enger zu verbinden.

Weniger schwerwiegende und durchgreifende Verbesserungen, die aber dafür viel häufiger vorkommen, sind Umlegungen der Fluchtlinien und Veränderungen der Chaussees. Solche Umlegungen sollen z. B. in Gerdauen eine weiträumigere und hygienisch bessere Bebauung ermöglichen, schaffen in vielen ganz zerstörten Dörfern überhaupt erst wieder Ordnung und Klarheit zwischen den Nachbarn und gestatten die Durchführung der baulich-polizeilichen Vorschriften. In Domnau gibt die Verbreiterung des Zuganges zum Markt einen prächtigen Blick auf die alte Kirche; eine Promenade soll am

Schloßteich angelegt werden. In Bischofsburg soll die durch ein paar greuliche Bauten mit Zwiebeltürmen und kahler Brandmauer verunstaltete schöne Kirche durch die Nachbarschaft eines neuen gotischen Rathauses und Umlegung einer Straße gerettet werden, in dem furchtbar zerstörten Hohenstein durch Veränderung der Chaussee die Wirkung des feinen anheimelnden Marktplatzes mit seinem Vorplatz gehoben werden.

Zumeist steht ja bei den Städten die Neugestaltung des Marktplatzes, der Bau einer Kirche, eines Rathauses oder die bessere Gruppierung alter wertvoller Bauten im Vordergrund. Die schwersten Probleme beim Wiederaufbau der Marktplätze bieten Soldau, wo das Rathaus mitten hinein und eine einheitliche Umfassung herum kommen soll, Dargkheim, wo der weite unwirtliche Markt verkleinert und das sehr hübsche Rathaus gegen die schädigende Wirkung zweier entsetzlicher moderner Bauten, einer Post und eines Elektrizitätswerkes, geschützt werden muß, und Lyck. Hier ist die zerstörte Kirche mit den hohen Häusern des Marktes in Einklang zu bringen, und der Bezirksarchitekt hat eine bedeutende künstlerische Leistung geboten, indem er der im Turm gotisch gehaltenen Kirche eine moderne Vorhalle gibt, die zur Bauweise der umliegenden Häuser überleitet. So erhält er eine sehr ansprechende Häusergruppe, der eine zweite mit dem neuen Rathaus als Mittelpunkt harmonisch zur Seite steht. In Allenburg, das durch Beschädigung nur hier und da zerstört ist, mußten die Trümmer der schönen gotischen Kirche völlig abgetragen werden. Der Neubau soll den hübschen, idyllisch anmutigenden Straßen eine krönende Zusammenfassung geben. Auch die stattliche, aber in ihrer Pseudogotik theatralisch wirkende Kirche in Schirwindt soll in ihren Turmformen mit der Umgebung besser zusammengestimmt werden. — Noch wichtiger als diese geschmackvolle Behandlung einzelner Bauten ist die zarte Aufmerksamkeit und der Schönheitssinn, die auf einzelne Bauteile und einfache Schmuckstücke bei dem ganzen Wiederaufbau durchgehend verwendet wurden. Da begegnen wir dem so echt niederdeutschen Ziegelrohbau, hübschen Bauernhäusern und Scheunen, gemüthlichen Laubenhäusern und Gängen. Entzückende Motive sind in den Dächern, Giebeln, Erkern verwendet. Jede Eintönigkeit und Langeweile ist vermieden durch Variationen im Gesims, leise Wandlungen der Türbogen, Fensterrahmen, Hauseingänge, kurz: dieser Wiederaufbau ist wirklich eine künstlerische Tat, ein würdiges Seitenstück friedlicher Kulturarbeit zu den Kriegsheldentaten dieser großen Zeit!

Schauspieler-Vagabunden.

Von Hermann Riensl, Berlin.

(Nachdruck verboten.)

Die romantische Zeit des Theaters! Die Zeit der Wandertruppen, des Enthusiasmus und des Elends! Ist das Elend romantisch? Sind Augen im Hungerglanz, verhärmte Wangen, zerfetzte Kleider, schmutzige Laffen romantisch? Nein. Aber ein heiliges Feuer hatten die Menschen, die, der inneren Stimme folgend, aller Not und der gesellschaftlichen Mißachtung trohten, um abends Könige, morgens Bettler zu sein.

Es wäre gewiß lohnend, die Geschichte der deutschen Wanderbühnen, vornehmlich des achtzehnten Jahrhunderts, zu schreiben. Welch ein rührender, zuweilen auch heiterer Glanz umschimmert das Martyrium der Armut! Und es würde auch klar: manchen Schauspieler-Vagabunden, manchen Gesellschaften, die da unstät durch den Staub der Landstraße von Stadt zu Städtchen zogen, gebührt ein schöner Kranz aus Melpomenens und Thaliens Händen, als diesem oder jenem festhaften und wohlbestallten Hofschauspieler unserer Tage. Weit

wichtiger als die Austeilung des Ruhmes, als die Wiederbelebung verschollener Namen wäre die Vertiefung des Verständnisses für das Werden und das Wesen des Theaters der Gegenwart, — und wäre die Ergänzung unserer Kulturgeschichte durch ein wichtiges Kapitel. Höchst seltsame, verworrene Schicksale ungewöhnlicher Personen bereichern außerdem, wenn sie uns vermittelt werden, ein noch wertvolleres Wissen: das Wissen vom Menschen. Was wir bisher an Literatur über die alten Wandertheater besitzen, ist Stückwerk. Die junge Wissenschaft der Theatergeschichte dringt nur langsam und mühsam in diese Vergangenheiten. Das beste Quellenmaterial und den besten Gesamteindruck geben die „Hamburger Tagebücher des Schauspielers Karl Ludwig Costenoble“ (herausgegeben von der Gesellschaft für Theatergeschichte), desselben Costenoble, der auch der beste Chronist des Schreyvogelschen Burgtheaters und in seinen jungen Jahren selbst ein Wanderkomödiant gewesen ist.

Greifen wir hinein in's Leben der Schauspieler-Vagabunden alter Zeit! Wo wir es gerade anpacken, dort ist es interessant.

Da war in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts ein Kandidat der Theologie, Gottfried Bürger aus Torgau. Er entführte und heiratete das hochadelige Fräulein Wilhelmine Charlotte von Lütens und schloß sich mit ihr Wanderbühnen an, die das Rheinland und Westfalen durchzogen. Als Frucht dieser Ehe ist am 1. März 1779 Sophie Schröder zu Paderborn geboren worden. Sophie Schröder, „Deutschlands größte Tragödin“, die Mutter der Sängerin Schröder-Devrient, wurde mit ihren Schauspieler-Eltern von Ort zu Ort geschleppt und betrat selbst im Jahre 1789 in Stettin zum ersten Mal die Bühne (als Knabe in Koeheues „Aelheid von Wülfsingen“). Mitte der neunziger Jahre war sie mit ihrer Mutter in Reval, wurde dort von Koeheue „entdeckt“ und 1798 von ihm an's Wiener Burgtheater gebracht. Ihr künstlerischer Siegeslauf ist bekannt, ihr vielbewegtes, langes Leben im Irrgarten der Liebe liegt uns offen, seit Heinrich Stümcke ihre Briefe mit biographischen Anmerkungen veröffentlichte. Den Stümckeschen Angaben verdanken wir auch Genaueres über Sophie Schröders Eltern und den ersten ihrer vier Gatten.

Die Mutter der Sophie, die Schauspielerin Bürger, trennte sich 1789 von ihrem Gatten und heiratete in rascher Folge angeblich noch vier Männer. Sie war eine sehr geschätzte Kraft der Lüttischen Truppe. Sophies Vater, der den Pfarrer mit dem Komödiantenberuf vertauschte, erntete keine Lorbeeren. Er starb schon 1789.

Der Sophie Bürger, späteren Schröder, erster Gatte war der Schauspieler Stollmers. Sie heiratete ihn als vierzehnjähriger Backfisch und schenkte ihm mit fünfzehn Jahren einen Sohn, mit sechzehn eine Tochter. Dieser Stollmers, geboren 1764 zu Eynatten, hatte eine besonders abenteuerliche Vorgeschichte. Er hieß, ehe er Schauspieler wurde, Nikolaus Smets von Ehrenstein, entstammte einem alten brabantischen Adelsgeschlecht und war als Doctor juris und Kriminalrichter am Kurfürstlichen Gerichtshof zu Bonn tätig, auch als Verfasser eines Werkes über Polizeiwesen geschätzt. Er verliebte sich in eine Hofdame, entführte sie und ließ sich heimlich mit ihr trauen. Vor der Ungnade des Landesherrn fliehend, ging Smets zum Theater und änderte seinen Namen. Seine Gattin starb in Petersburg (sie erstickte am Kohlendunst eines schadhaften Ofens), und Stollmers heiratete die kleine Sophie, mit der er von Reval an's Wiener Burgtheater kam. Bald darauf ließ er sich von Sophie scheiden, sagte der Bühne Valet und wurde Hofrat in reichsgräflich Ratiborschen Diensten. Später war er Richter in Aachen und starb in Geistesumnachtung.

Der Sohn des Stollmers und der Sophie, Wilhelm Smets, wurde als katholischer Kanzelredner und auch als Dichter bekannt. Er folgte bei der Scheidung seiner Eltern dem Vater. Von deutschen Eltern in Rußland geboren, evangelisch getauft, von französischen Patres erzogen, machte er als Leutnant die Schlacht bei Waterloo mit, wurde dann Reiseschriftsteller, Theaterrezensent, Schauspieler und endlich auf Kosten der Judengemeinde von Köln, die ihm für die Abwehr einer antisemitischen Pösse dankbar war, zum katholischen Theologen ausgebildet. Er brachte es bis zu der Würde eines Domherrn in Aachen, bewahrte sich aber eine freigeistige Gesinnung und bekannte sich stolz zu seiner großen Mutter, deren Liebesabenteuer nicht bloß in pietistischen Kreisen Argernis erregten. Das Seltsamste dieses Lebensromans ist das (von Josef von Weilen dichterisch verherrlichte) Sich-Erkennen von Sohn und Mutter. Der Vater hatte dem Sohn den Namen der Mutter verheimlicht und sie als tot bezeichnet. Erst im Jahre 1817 erfuhr Smets, daß er der Sohn von Sophie Schröder sei. Er eilte

in ihre Arme. Smets verherrlichte die Künstlerin und Mutter in Gedichten.

„Eine höchst dunkle Persönlichkeit“ nennt Alexander von Weilen in den Anmerkungen zu Costenobles Tagebüchern den Schauspieler Karl Gulsinger Ritter von Steinsberg, der eigentlich Baron Franz Albert Molek von Lerchensein geheissen haben soll. Unsicher sind seine Lebensdaten. Man glaubt, er sei 1757 in Böhmen geboren und in jungen Jahren russischer Offizier gewesen. Er schrieb viele Theaterstücke und polemische Broschüren, übernahm 1796 die Leitung des Prager Nationaltheaters, war 1799 mit einer Truppe in Augsburg, 1800 in Freiburg, 1801 in Amsterdam. Dort wurde er von seiner Gesellschaft verlassen und geriet in bittere Not. Einige Zeit später führte er wieder eine Truppe; 1807 bis 1809 war er Schauspieler in Augsburg, 1817 starb er zu Moskau.

Mit dem Schauspieler Ochsenheimer wirkte Costenoble 1794 bei Quandts Truppe in Bayreuth zusammen. Costenoble schreibt über ihn: „Ochsenheimer war früher Professor der Philosophie in Mainz gewesen, aber überwiegender Hang zur Schauspielkunst trieb ihn fort; mit einer Empfehlung von Jffland betrat er bei Quandt zum ersten Mal die Bühne als Glickworth im „Schwarzen Mann“. Mir ist auf meiner ganzen Lebensbahn nichts Ungeheureres und Angelenkteres in Ausdruck und Gebärde vorgekommen, als die Versuche Ochsenheimers, so daß man an ihm hätte verzweifeln mögen. Mit steifen Armen, geballten Säusen, gebogenem Körper pflegte er seine Rede im Ernsthaften tonlos und im Komischen salzlos herauszuholpern; und wenn ihm gar ein Liebhaber anvertraut wurde, so schien es immer bei einer Umarmung, als ob er selbst umfallen und die Geliebte mit sich reißen würde. Und was ist dieser Ochsenheimer geworden! Ochsenheimer wurde eine Zierde des Frankfurter — und später (von 1807 bis 1822) des Burgtheaters in Wien. Frau Rat Goethe schrieb: „Ochsenheimer . . . den sogar Jffland würde Mühe haben, herunterzuspielen.“

Dem geistigen Stande entsprungen war Johann Christoph Engelmann, genannt Kaffka, der Sohn streng-gläubiger Katholiken in Regensburg (geb. 1754). Als Kaffka bei den Cisterziensern in Kaisersheim predigte, flocht er gewöhnlich ganze Stellen aus Lessings „Emilia Galotti“ und anderen Schauspielen in seine Texte ein. Mit dem Unwillen seines frommen Vaters beladen, wurde er 1775 Musikdirektor des deutschen Theaters in Prag, zog dann mit vielen Schauspielertruppen durch die Länder und wurde endlich Mitglied der Döbbelinschen Gesellschaft in Berlin. Die Untreue seiner Frau vertrieb ihn von dort, und in den letzten 30 Jahren sprang er sozusagen kreuz und quer über die Landkarte Europas. Er wirkte als Schauspieler, als Verlagsbuchhändler, als Leihbibliothekar, als Dichter (sehr viele Stücke von ihm waren populär) in Riga, Dresden, Dessau, Petersburg, Brünn, Breslau, Stockholm, Kopenhagen, Graz (hier war er Regisseur) und starb zu Riga, als er eben in einer Vorstellung des „Rochus Pumpernickel“ die Arie „Der Tod packt mich schon an“ gesungen hatte. (Siehe „Deutsches Dichter-Lexikon“ von Franz Brimmer.)

Unter den Wanderschauspielern und Truppenführern im zweiten Teil des 18. Jahrhunderts war Daniel Gottlieb Medardus Quandt (geboren 1762 in Leipzig) vielleicht die interessanteste Persönlichkeit. Ein großer Geist, ein ewiger Enthusiast. Nach einem an Wanderungen und Erfolgen reichen Theaterleben fristete Quandt seinen Lebensabend als Privatgelehrter in Prag, wo er 1815 starb. Wie es ihm bei dem ewigen raschen Wechsel der Glücksumstände zuweilen erging, beleuchtet ein Gespräch, das Costenoble im Jahre 1832, lange nach Quandts Tod, mit dem Schauspieler Gley führte: „Wir sprachen auch von der unglaublichen Verschwendung der Madame Quandt, die es in Gemeinschaft mit ihrem

träumerischen Gatten so weit trieb, daß er am Ende seines Hamburgischen Engagements keine Hofe mehr anzu- ziehen hatte und Besuche sitzend empfangen mußte, wobei er die Vorderseite seines Körpers mit einer schwarzen Weiberschürze bedeckt hatte. Dann kamen wir auf das tragische Ende des sonst vermögenden Mannes, wie er durch Krankheit ein Auge verloren hatte und in bitterster Not bei Liebich in Prag antichambrieren mußte, wo

er als Herausgeber eines Winkelblattes dem Gley, der mit seiner Frau in Prag gastierte, um einen Dukaten schrieb."

Was Costenoble, der lange mit der Quandtschen Gesellschaft durch die Städtchen gezogen war, von den Taten dieses Mannes und den tragikomischen Erlebnissen und Zuständen seiner Truppe erzählt, soll — bei einer folgenden Betrachtung — ein anschauliches Bild des Wanderkomödiantentums geben.

Die blaue Blume.

Ein Alltags-Märchen von **Bertha Streifrau von Nauendorf.**

(Nachdruck verboten.)

Es war einmal ein Jüngling, der hatte gehört, daß eine blaue Wunderblume auf der Welt blühe und daß sich der, der sie zu finden wußte, reicher und glücklicher dünke, als ein König. So zog er aus, die Wunderblume zu suchen.

Wohl sah er hier und da eine blaue Blüte, doch wenn er näher trat, dann glich sie so wenig seiner blauen Wunderblume, dann entsprach sie so wenig der Vorstellung, die er sich von ihr gemacht hatte, daß er enttäuscht weiterging. Bald beachtete er derartige Blumen überhaupt nicht mehr. Er glaubte erkannt zu haben, daß seine Wunderblume auf gewöhnlichem Boden überhaupt nicht zu finden war, daß sie dort gar nicht gedeihen konnte, darum wandte er sich der Höhe zu, wo reinere, köstlichere Luft wehte.

Mühselig war der Aufstieg. Sein Weg führte durch dürres Land, an tiefen Sümpfen vorbei.

Sein Mut sank, eine große Müdigkeit überfiel ihn. Da sah er eines Tages von weitem einen bläulichen Schimmer. Vergessen waren Müdigkeit und Mutlosigkeit. Er ging schnell darauf zu, durch Buschwerk und Dornen- gestrüpp und beachtete nicht, daß ein Strauch ihn festhielt, wie mit mahnenden Fingern. Vorwärts stürzte er, denn dort, o Freude, am Rande des Sumpfes blühte eine Blume von seltsamem Blau, wie er bisher noch keine gesehen. Sie war es, die in dem bläulichen, lockenden Licht erstrahlte. . . . Er achtete nicht darauf, daß der Boden, den er betrat, leise schwankte — begehrlieh streckte er die Hände nach der Blume aus. Der ent- strömte ein starker Duft, der ihn betäubte und doch anwiderte. Und als er sich niederbeugte, gewahrte er, daß das Blau der Blüte von violetten Adern durch- zogen war, und daß sie etwas Seltsames hatte, etwas Giftiges. . . .

Da riß er sich gewaltsam von der Blume los und ging mühselig den Weg zurück, den er gekommen war, und strebte wieder der Höhe zu. Es war nicht leicht, von dem Sumpf loszukommen. Tief, tief war er bereits gesunken. Nur mit großer Anstrengung vermochte er seine Füße aus dem Schlamm zu ziehen, und noch lange umschwebte ihn der eke Geruch, der ihn betäubte und ihm doch zuwider war.

Endlich aber hatte er sich durchgerungen — zur Höhe! Aufatmend betrat er die Spitze des Berges, und dort — diesmal war es keine Täuschung — dort blühte die Langgesuchte, Langersehnte. Sie blühte im leuch- tendsten, reinsten Blau. Die Sonne sandte ihre letzten Strahlen nieder, tauchte alles in ein Meer von Liebe, in flüssiges Purpur und färbte das Blau der Blüte in zärtliches Rosa. Und die Blume neigte sich dem Jüngling zu.

Mit einem Jubelruf stürzte er in die Knie, brach die Blume und barg sie an seiner Brust.

Vor ihm tat sich ein weites Land auf, fruchtbar und herrlich. Seit er die blaue Wunderblume besaß, glaubte er im Paradies zu sein, fühlte er sich froh und glück- lich. Was er unternahm, gelang; die köstlichsten Schätze

umgaben ihn, der heiterste Friede war in ihm, und nur für ihn blühte die blaue Wunderblume.

Da aber überkam ihn eines Tages eine tiefe Unlust. Er sehnte sich nach Abwechslung, nach anderer Umgebung, und so machte er sich auf, und begann das Land zu durchstreifen. Er wanderte und wanderte, und ihm selbst ganz unmerklich, wandte er sich wieder der Niederung zu. Mit freundlichen Blicken betrachtete er die gewöhnlichen blauen Blumen, die am Wegrande blühten, dieselben, die er zuletzt beim Aufstieg nicht mehr beachtete, den Blick damals nur auf ein Ziel gerichtet. Warum sollte er ihnen nicht einen freundlichen Blick schenken? Sie waren doch recht niedlich und hübsch und leichter zu er- reichen als die blaue Wunderblume, die er so mühsam erringen mußte! So kam es, daß er ab und zu ein blaues Blümlein brach, sich daran erfreute, es dann aber achtlos beiseite warf.

An den Anblick seiner Wunderblüte hatte er sich so gewöhnt, daß sie ihn gar nicht mehr so schön und begehrenswert dünkte. Woran er zuerst kaum zu denken wagte, wie es wohl um ihn stünde, wenn er die Wunder- blume eines Tages nicht mehr sein eigen nennen durfte — diese Frage schreckte ihn kaum noch. Er konnte sich sein Leben so gut ohne sie vorstellen, mein Gott, es gab ja so viele blaue Blumen auf der Welt! Sie war zurückgeblieben auf der Höhe, er aber merkte es kaum, als sie ihm entglitt. . . . Wohl war es ihm manchmal, als rief ihre Stimme: „Kehr um, kehr um, komm zurück in unser Paradies!“, aber er wollte nicht hören, er wollte Abwechslung, nicht immer diese sorglos- schönen Tage, diesen ewigen blauen Himmel. . . .

Und plötzlich begann sein Blut zu brausen und zu singen. Ein Duft schlug ihm entgegen, gefährlich, be- täubend-süß, ein Duft, der ihn anzog und doch wieder abstieß. Er kannte diesen Duft, kannte auch dieses seltsam lockende, bläuliche Licht, und er folgte der Lockung. . . .

Dort, dort am Sumpfe blühte die Blume, die ihn schon einmal gefesselt hatte, dort strahlte ihr seltsames Blau, dieses Blau, von violetten Adern durchzogen, als nähre sie sich von den giftigen Dämpfen des Sumpfes.

Lachend setzte der Jüngling den Fuß auf die trügerische, schwankende Decke. . . . Da zog es ihn hinab in die Tiefe, lautlos und schleichend. . . . Ein Gurgeln, ein Aufsteigen kleiner, weißer Bläschen. . . .

Die Blüte duftete stärker, die violetten Adern ihrer zarten, seltsam geöfneten Blütenblätter waren angeschwollen, lila-rötlich, wie von giftigem Blut.

Oben auf einsamer Höhe beschien die neuerwachte Sonne die blaue Wunderblume. Das himmlische Ge- stirn hatte noch wenig Kraft beim Entsenden der ersten Strahlen. Noch konnte die Sonne nicht alles in ein Meer von Liebe und Purpur tauchen, wie abends, wenn sie schied. Und so erschien auch die Wunderblume blasser in ihrem reinen Blau. . . . In ihrem Kelch aber funkelten klare Tropfen. . . .